

# Ist Bio drin, kommt's von weit her

## Die Mär vom Bio-Exportland Schweiz mit dem Knospen-Heiligenschein



Beda M. Stadler

Ich will kein schlechter Verlierer sein. Als am letzten Abstimmungssonntag die Gentech-Gegner frohlockten, die Schweiz werde nun in ein Bio-Land verwandelt, war mir klar, auch ich muss nun in den sauren Bioapfel beissen. Das Gentech-Moratorium sei die Chance, damit wir in Europa Nummer 1 der Bio-Exportländer werden. Ich wollte mich geistig auf die kommenden gentechfreien Jahre einstellen und plante daher als Auftakt ein ökologisch korrektes Bio-Weihnachtsessen im Kreise befreundeter Gentech-Befürworter. Biowein hatte ich schon, da mich Freunde manchmal zum Jux damit beschenken.

Die Planung des Festmahls wurde zum Albtraum, da mir eine vertrauliche Importstatistik von «Bio Suisse» auf das Pult flatterte. Normalerweise ist mein Einkauf ein rein emotionaler Vorgang, da bei meinem Gemüsehändler die Produkte nicht von Bio-Knospen verunstaltet sind. Italienische Küche, meine Lieblingsküche, war vorgesehen. Die musste ich mir gleich ans Bein streichen. So werden laut «Bio Suisse» Zwiebeln, Knoblauch und Fenchel aus Ägypten importiert. Klar, dass dieses Biogemüse per Schiff, Bahn und Strasse importiert wird. Ein Freund belehrte mich hämisch, man brauche beim Einkauf von Biogemüse eben eine Lupe. Es prange wohl überall prominent eine grüne Knospe auf den Produkten, nur

fehlt oft das kleine «Suisse» darunter. Und ohne dieses «Suisse» sei klar, dass die Produkte importiert sind. Vernünftiger wäre es, unter der Knospe einen Vierzigtöner, einen Hochseefrachter oder ein Flugzeug abzubilden, damit man gleich weiss, ob das Gemüse weiter gereist ist, als man selber Ferien machen würde.

Was blieb mir übrig, als ein Weihnachtsmenu mit typisch schweizerischen Produkten zu planen? Da ich normalerweise mit dem Gemüse beginne, wurde ich aber gleich wieder verunsichert. Im Jahr 2004 wurden unter dem Knospenlabel 503 Tonnen Blumenkohl, 498 Tonnen Karotten, 922 Tonnen Tomaten, 21 Tonnen Kohlrabi, 38 Tonnen Lattich und 39 Tonnen Lauch importiert, gesamthaft mehr als 3982 Tonnen Gemüse. Im besten Fall sind das 100 Vierzigtöner voll Biogemüse, die mit Biodiesel durch die Schweiz kurven – ein echter Öko-Chabis. Warum diese einheimischen Gemüse importiert werden, kann ich mir nicht vorstellen, aber sie erklären, warum bei nur zehn Prozent Biobauern in der Schweiz die Bioregale beim Verteiler, unabhängig von der Saison, prall gefüllt sind.

Da ich nicht mit der Lupe einkaufen gehen wollte, verwarf ich den Plan des Bünzlimenus und entschloss mich, ein richtiges Körnlpicker-Menu zusammenzustellen. Weihnachten darf urchig sein. Ich kann es vorwegnehmen: Das Körnlpicker-Menu fiel auch ins Wasser. 2004 wurden knospige 2253 Tonnen Dinkel, 1239 Tonnen Gerste und 28 651 Tonnen Weizen eingeführt. Sogar Grünkern, Buchweizen, Amarant und Hirse werden tonnenweise über die Grenze geschleppt. Auch wenn ich nie etwas zubereite, das am Schluss so aussieht, als ob es schon einmal gegessen wurde, habe ich mir überlegt, ein Bio-Birchermüesli zuzubereiten. Sie ahnen es: Von Haferflocken bis zu Dörrfrüchten wird

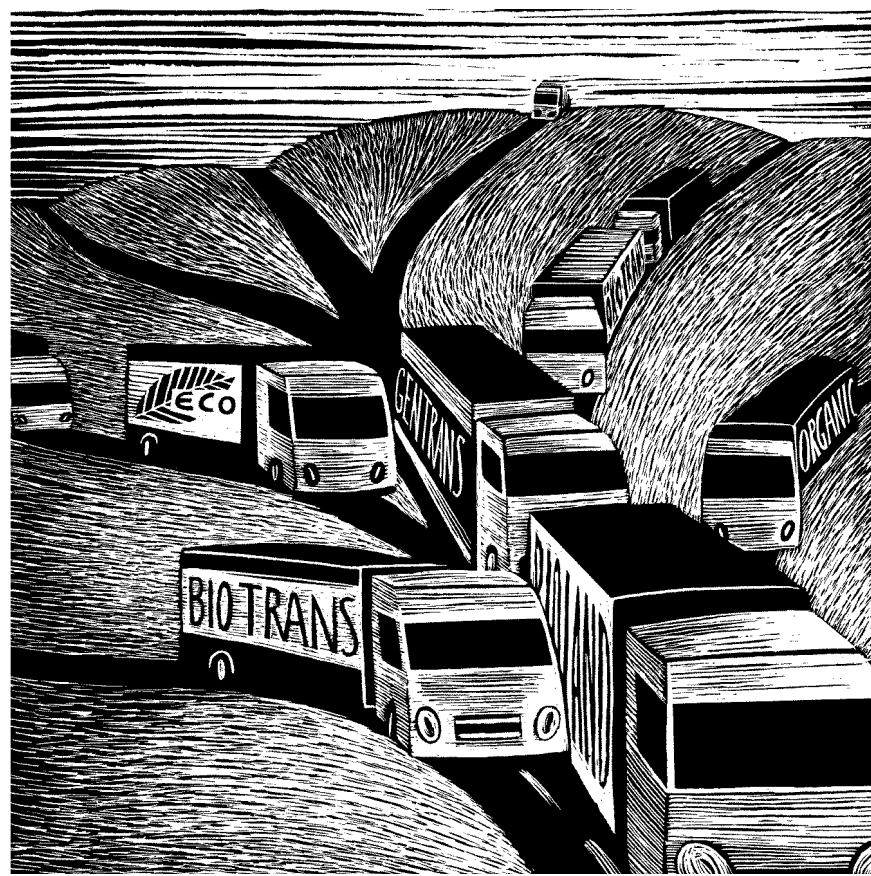


ILLUSTRATION: GABI KOPP

alles frischfröhlich importiert. Mir blieb also nur die Flucht nach vorne: Sollte es unbedingt ein Bio-Menu sein, musste ich einfach dazu stehen, einen Grossteil importierter Produkte zu verwenden. Die 998 Liter importierter

Vernünftiger wäre es, unter der Knospe einen Vierzigtöner, einen Hochseefrachter oder ein Flugzeug abzubilden.

Ahornsirup stimmten mich schon fast festlich. Da ebenfalls je rund 240 Tonnen Biolachs und Bioshrimps importiert werden, nahm das Weihnachtsmenu Gestalt an. Von den 1500 Tonnen Orangen- und Grapefruitsaft aus Kuba wird wohl noch etwas übrig sein, um eine fruchtige Suppe zu kochen. Biofanatiker werden auch gerne ein Auge zudrücken, falls ihre Bioprodukte aus Kuba stammen. Manch einem wird es zu Weihnachten das soziale Herz derart wärmen, dass der unökologische Transport getrost ausgeblendet werden kann. Als Gemüse nehme ich von den mehr als 1000

Tonnen importierten Erbsen. Zum Käse werde ich mit Vergnügen etwas von den 123 Tonnen importierten Trauben nehmen – wer will schon einheimische! Aus den 2624 Kilogramm Lindenblüten werde ich etwas Eistee machen, auch wenn es mich ärgert, dass «Bio Suisse» 847 Kilogramm Bärlauch aus dem Ausland in seiner Statistik aufführt.

Es fällt mir hingegen leicht, nichts von den 229 Tonnen Olivenöl zu besorgen, da ich es ganz einfach hässlich finde, wenn Olivenhaine mit Kupfervitriol besprüht werden. Von den mehr als 4000 Litern Grappa werde ich auch nichts anrühren, was soll schon Bio an einem Grappa sein? Das internationale Bio-Weihnachtsessen nimmt langsam Gestalt an, und ich freue mich ganz besonders darauf, weil 174 Tonnen Biospezialitäten aus den USA und Kanada importiert werden. Dank dem Moratorium wissen wir, dass dort die bösen gentechnischen Pflanzen wachsen. Kanada scheint also das Problem der Koexistenz gelöst zu haben. Ich staune: Für «Bio Suisse» ist es ganz unproblematisch, aus diesen Ländern Bioprodukte zu importieren. Ist die Knospe drauf, kommt's von weit her.

20 Prozent des Schweizer Biomarktes werden mit importierten Rohstoffen gedeckt. Der Export von Bioprodukten aus der Schweiz ist dagegen völlig unbedeutend und wird von «Bio Suisse» statistisch nicht erfasst. Es ist eine *quantité négligeable*. Jetzt verstehe ich erst das vorweihnachtliche Frohlocken der Gentech-Gegner. Während der fünf Moratoriumsjahre wird es ausreichen, ein paar Karotten über die Grenze zu schmeissen, um nachher zu behaupten, man hätte erfolgreich Bioprodukte exportiert.

Beda M. Stadler ist Direktor des Instituts für Immunologie und Professor für Immunologie an der Universität Bern.

## Nachruf

# Der Patron, Philips der Letzte

## Frederik Philips, Chef des Elektronikkonzerns, ist 100-jährig gestorben

Nach ihm kam keiner mehr aus der Gründerfamilie an die Spitze des Unternehmens; er war Philips der Letzte. Ein Patron alter Schule, dem das Wohl der Mitarbeiter wichtiger war als der Profit. Das trug ihm die Kritik ein, er sei ein schwacher Manager.

«Ich will das Unternehmen als Verbund sehen, worin Menschen nach Einkommen, gesellschaftlichem Status und Befriedigung streben können», erklärte er, und es war keine Sonntagspredigt; «sie sollen teilnehmen an einer Aufgabe, die der Mühe wert ist und dem Leben Inhalt gibt.»

In eine Unternehmernastie war Frederik Jacques Philips 1905 hineingeboren worden, im niederländischen Eindhoven. Vater Anton war der zweite Boss der «Glühlampenfabrik», die den Familiennamen trug, Onkel Gerard ihr Gründer. Und Urgrossvater Lion war Onkel von Karl Marx, der seinen Wälzer übers «Kapital» verfasste. So kannte man den Kapitalismus in- und auswendig.

Zu Hause redete man nur von «der Fabrik». Die war zwar riesig, produzierte aber nicht viel anderes als Glühlampen; Anfang zwanziger Jahre kamen Radioröhren dazu. Da trat der Unternehmersohn 1930 als Ingenieur ein, nachdem er ein Studium absolviert hatte. Die grosse Depression hatte soeben das Unternehmen erfasst und liess es von 28 000 auf 16 000 Mitarbeiter schrumpfen.

Frederiks Job war die Entwicklung neuer Produkte. Der Betrieb setzte auf Verstärker und Lautsprecher; Grammophon und Kino hiessen die Trends. «Ich schlug vor, dass wir ganze Filmprojektoren produzierten», erzählt Philips in seinen Memoiren; Ende dreissiger Jahre wurden Experimente mit Fernsehgeräten gemacht. Da trug Frederik Philips den Titel eines Direk-

tors. Er war ein sanfter, ernsthafter Mann, kein konsumorientiertes Unternehmerrind. Er hatte sich einer religiösen Gruppe zugewandt, die «das christliche Leben ohne Kompromiss leben» wollte. So las er sonntags seinen Kindern, die bald ein halbes Dutzend zählten, aus der Bibel vor, seine Frau spielte Harmonium, und alle sangen Hymnen.

Doch Unfrieden zeichnete sich ab. Hitler bedrohte die Kleinstaaten. Weggehen? Aufhören? Weitermachen, und wenn ja, wie? Am 9. Mai 1940 erhält Direktor Frederik Philips einen Telefonanruf von seinem Schwager: «Der Angriff beginnt diese Nacht!», weiss der. Das Philips-Hauptquartier ist schon auf die niederländische Antilleninsel Curaçao verlegt worden, das Labor mit den technischen Unterlagen nach Grossbritannien. Eltern und

Direktoren besteigen das Schiff und verlassen das Land. Frederik Philips bleibt mit seiner Frau: «Gott sagte zu uns: Ihr seid auserwählt, diese Verantwortung zu tragen.»

Ein heisses Spiel beginnt. Er bleibt Chef eines von Deutschen eingesetzten Direktoriums. Laviert. Produziert für die Deutschen und versucht zugleich, die technischen Entwicklungen zurückzuhalten. Alles sei frühestens in zehn Jahren marktreif, macht er den Besatzern weis. «Wir waren Meister darin, an der Entwicklung von High-tech-Produkten mitzuwirken, ohne je etwas zu produzieren», behauptet er im Rückblick. Kritiker monieren, er habe ein Doppelspiel getrieben.

1943 sein schwerster Entschluss: Philips soll einen Betrieb in einem Konzentrationslager im Land einrichten. Der Direktor kommt der Auffor-

derung nach. Vor allem Juden werden eingestellt; sie produzieren Rasierapparate, Radios, Messgeräte. Wenn die Deutschen Gefangene abtransportieren wollen, sagte ihnen Philips, dass diese unerlässlich seien für die Produktion. Von 479 jüdischen Zwangsarbeitern werden 382 den Krieg überleben, berichtet die Firmenchronik. Das Gedenkzentrum Yad Vaseem in Israel wird Frederik Philips 1996 für die Rettung von Juden auszeichnen.

Er sitzt selber in einem Lager, nachdem seine Belegschaft an einem Generalstreik gegen die Besatzung mitgewirkt hat. Fünf Monate bleibt er ein Gefangener der Nazis. Zum Glück habe er bei der Verhaftung einen «Philishave» eingepackt und sich so rasieren können.

Vor der Befreiung des Landes wird er sich noch zwei Monate lang verstecken, um nicht nach Deutschland verschleppt zu werden.

All das hat ihn populär gemacht. «Meneer Frits» heisst er bei den Leuten. Als man wieder freier Fussballfan sein kann, verfolgt er auf der Tribüne mit den Arbeitern zusammen die Spiele des Teams PSV Eindhoven, sitzt nicht in der separaten Direktionsloge. Die Ausarbeitung von Kollektivverträgen mit Arbeitern und Gewerkschaften ist denn auch eine der grossen Leistungen von Frits Philips, der formell erst 1961 oberster Konzernchef wird; sie haben die Grundlage für den niederländischen Wirtschaftsaufschwung gelegt. Als der Patron 1971 abtrat, zählte der Konzern 367 000 Angestellte.

Wenn er seine Filialen besuchte, tat er das gern am Steuerknüppel seines eigenen Flugzeuges. Vom Himmel her gesehen, so schwärmte er, schien es, «als ob die Probleme, die sich uns stellen, auf ihre wahre Dimension reduziert würden; sogar die Probleme von Philips». Willi Wottreng



Im Cockpit seines Flugzeugs: Frederik «Frits» Philips. (Sem Presser/Hollandse Hoogte)



pH-Wert  
Pia Horlacher

Eigentlich wollte ich das Kolumnen-Jahr besinnlich ausklingen lassen. Thema: Die Freuden des Kerzenziehens.

Wie bitte: Gähnt? Das hätte ich doch extra für Sie gemacht, die Wo-bitte-bleibt-das-Positive-Fraktion. Aber das hat sich nun von selbst erledigt. Letzte Woche gab's nämlich wieder Mega-Ärger, und nein, Sie brauchen gar nicht erst «bitte nicht» zu stöhnen. Hier kommt mein Top-Ten-Würgebrocken des Jahres (meinetwegen, also des Monats)... Bingo, richtig geraten: die Fussball-EM. Da werden doch aus budgetierten Kosten von 3,5 Mio. für die öffentliche Hand null Komma plötzlich 180 Mio. – und was passiert? Halte ein Aufschrei der Empörung durch unsere Geiz-ist-geil-Gesellschaft? I wo, Grabesstille, auch in den Zentralbüros der Alles-Privatisierer, die sonst nicht davor zurückschrecken, armen Rentnern noch den Wintermantelzuschlag von den klapprigen Knochen abzukapfen. Das Stimmvolk wolle es so, behauptet munter unser Stadtpräsident, es sei bereit, dafür sogar «in den eigenen Sack zu greifen». Nun, seine anatomischen Kenntnisse sind wohl so unscharf wie die Budgetberechnungen des Bundesrats. Der einzige Ort nämlich, an den ich zu greifen gewillt bin, ist meine Stirn. Und zwar mit gezücktem Zeigefinger. 180 Mio. Franken und 10 000 Soldaten, damit dieser chauvinistische Kleinkrieg zwischen den Nationen und die Randalie seiner «erlebnisorientierten Fans» in Schach gehalten werden können?! Und die private Uefa ungestört den budgetierten 1,5 Milliarden-Gewinn einsacken darf? Also bitte, ich rufe laut: Auch wir sind das Volk. Hört niemand unsere Signale?